

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1945-1946)

Artikel: Franz Kafka und das Judentum
Autor: Brod, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759209>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FRANZ KAFKA UND DAS JUDENTUM

VON MAX BROD

Ich las einige Kritiken über meine jetzt in französischer Uebersetzung bei Gallimard erschienene Kafka-Biographie. Ich las auch einiges von dem vielen, was jetzt in Frankreich über das Thema Franz Kafka erscheint — nicht alles, das wäre ja unmöglich. Da finde ich, daß öfters der Vorwurf gegen mich auftaucht, ich hätte, da ich selbst Zionist bin, die zionistische Komponente im Wesen Kafkas gewissermaßen «übertrieben», zu stark hervorzieliert (diesen Gedanken finde ich beispielsweise in dem sonst vorzüglichen Essay ausgedrückt, den Albert Béguin unter dem Titel «Franz Kafka et la destinée d'Israel» in «Temps Présent» vom 12. Oktober 1945 publiziert hat). Andere Kommentatoren Kafkas gehen weiter. Sie sagen, daß man Kafka gar nicht richtig versteht, wenn man ihn als Juden auffaßt — man müsse ihn vielmehr als Christen sehen oder doch als einen, der mit dem Judentum unzufrieden, eine außerhalb des Judentums liegende Lösung sucht, der also nicht zum Zionismus, sondern zum Christentum, zu einer christlichen Liquidierung des Judentums hinentendiert. Nicht die weltliche Lösung der Judenfrage, wie sie vielleicht ein jüdischer Staat bieten würde, sondern die Beruhigung der jüdischen Seele im Glauben an die Erlösung, wie sie das Christentum verspricht, sei Kafkas tiefere Sehnsucht gewesen. Und wenn nicht bewußt, so doch im Unbewußten. Und weil er die richtige Antwort auf seine Frage, die christliche Antwort nicht fand, deshalb (so meinen die Kritiker) klinge Angst und Verzweiflung aus dem ganzen Werk Kafkas. Es ist die Angst der Seele, die fühlt, daß sie den richtigen Weg versäumt . . .

So sprechen diese Kritiker.

Wenn mein Freund noch lebte, wie würde er sich zu all den Debatten stellen, die um sein Werk (von dem er selbst in so demütiger Weise dachte) entbrannt sind? Ich sehe ihn vor mir, ich sehe sein trauriges Lächeln, seine Handbewegung, die unscheinbar ist, ohne jedes Pathos, und die dennoch in eine unbegrenzte Ferne zu deuten scheint. «Es ist schwer», würde er wohl leise sagen (und in Gedanken würde ich ergänzen: «Wo ist denn etwas Leichtes und völlig Deutliches in der Welt, wenn man sie mit den Augen Kafkas sieht?»). Und

im nächsten Augenblick würde er vermutlich eine seiner scharfen, hell-
äugigen, manchmal ins boshafte spielenden Beobachtungen anschlie-
ßen, die in der ehrlichen Absicht, eine Sache zu erklären, sie nur noch
komplizierter machen, weil sie ganz in die Tiefe gehen und vor
konventionellen Begriffen eine heilige Scheu haben.

Kafka liebte die Theorien nicht. Er sprach in Bildern, denn er
dachte in Bildern. Bildersprache war die ihm natürliche Ausdrucks-
weise. Auch im sogenannten «Alltag». Denn es gab bei ihm keine Un-
terscheidung von Alltag und Feiertag. Das ganze Leben, das ganze
Dasein des Universums stand für Kafka unter einem einheitlichen
Gesetz. In diesem Sinne war Kafka der entschiedenste Monotheist,
dem ich je begegnet bin. Und in diesem Sinne war er auch Jude.
Es gab für ihn gar nicht die Möglichkeit, etwas zu denken, das nicht
in irgendeiner (sei es noch so entfernten, sei es noch so schmerzlichen)
Beziehung zum Allerheiligsten stünde.

Theorien aber verwirren diese Beziehung, weil sie ihr Gewalt
antun. Hiefür finde ich in Kafkas noch unveröffentlichtem Nachlaß
(den ich jetzt für eine definitive Gesamtausgabe in neun Bänden
ordne) folgenden Aphorismus:

«Von außen wird man die Welt mit Theorien immer siegreich
eindrücken und gleich mit in die eroberte Grube fallen; aber nur von
innen sich und sie still und wahr erhalten.»

Ja, dies war die Grundhaltung, das Ziel und die tiefste Sehnsucht
meines großen Freundes: sich still und wahr zu erhalten. «Von
innen», wie es hier heißt; also nicht unter dem Zwang bloß äußer-
licher Begriffskonstruktionen, die dem irrationalen Kern unseres
Daseins nicht entsprechen. Fragt man sich im Angesicht dieser tiefsten
Innerlichkeit nach Kafkas näheren Beziehungen zum Christentum,
zum Judentum, zum Zionismus, so muß man die hergebrachten
Wege verlassen und versuchen, diese drei lebendigen Strömungen in
ihrer ganzen Wahrheit zu erfassen. Dann wird man aber bemerken,
daß sie sich zwar in einigem unterscheiden, in einigem aber doch
auch so tief zusammenhängen, daß jede oberflächliche Scheidung
sinnlos ist.

Judentum und Christentum haben viel Gemeinsames. Der Ab-
scheu gegen jede Gewalt, gegen jeden unsittlichen Zwang, die Seh-
nsucht nach einem unbefleckten, reinen Leben, sie ist beiden Religionen
in ihren edelsten Formen gemein. Unter Verzicht auf das «hassens-
werte (haïssable) Ich» zur absoluten Wahrheit vorzudringen, diese
Pascalsche Gestalt des Christentums findet sich natürlich auch
bei Kafka; denn dieser Drang ins Metaphysische ist ebensowohl
jüdisch, wie er christlich ist. Es ist sehr leicht, bei Kafka typisch
christliche Züge zu entdecken, wenn man ganz einfach dem religiösen

Grundzug, den das Judentum in die Welt gebracht hat, das Attribut «christlich» verleiht. Hier aber bewegt sich Kafka durchaus auf dem Boden, der dem Judentum und dem Christentum gemeinsam ist; hier gibt es keinen Unterschied. Und es ist Willkür, Kafka als Christen zu bezeichnen, weil er mit besonderer Innerlichkeit und Vertiefung jene Sehnsucht, das Unendliche zu erfassen, ausgebildet hat, die jüdisch-christliches Erbteil *beider* Bekenntnisse ist.

Was das Christentum vom Judentum trennt, ist der Glaube an Jesus Christus, an den Messias, der nach Ansicht der Juden noch kommen soll («am Ende der Tage»), nach Ansicht der Christen aber bereits erschienen ist. Nun wird man im Werke Kafkas keine Stelle entdecken, an der er dem Glauben an den bereits erschienenen «Mittler» auch nur nahekam. In dieser Hinsicht also ist Kafka ganz Jude. Die Sache der Erlösung ist zwischen ihm (dem Menschen überhaupt) und Gott auszutragen, ohne jegliche Vermittlung. Charakteristisch scheint mir zu sein, daß das christliche Denken Kierkegaards zwar einen ungeheuren Einfluß auf Kafka ausübte, aber nur jener Teil des Kierkegaard-Werkes, der sich auf Abraham und Hiob bezieht; dagegen nimmt Kafka von all den Schriften, die Kierkegaard seiner persönlichen Einstellung zu Jesus gewidmet hat, gar keine Notiz. Sie interessieren ihn nicht.

Kafka ist auch der christlichen Negation des diesseitigen Lebens fremd. Was er wünscht und anstrebt, ist ein diesseitiges Leben, allerdings nur ein solches, das im Zeichen der Heiligung steht. Daher will er eine reine wahre Ehe, einen anständigen Beruf, in dem er keinen Nebenmenschen ausbeutet, allen so viel wie möglich hilft. Diesen Problemen entflieht er nicht, indem er sie (wie der radikale Christ Kierkegaard es tut) für unlösbar erklärt. Er quält sich mit den genannten Problemen ab, er kann sie für seine arme, schwache Person nicht lösen, aber er besteht darauf, daß sie lösbar sind und daß jeder, der wirklich Mensch sein will, sie lösen muß. Dabei ist einer für den andern verantwortlich. «Der Einzelne ist Lüge, im Chor ist Wahrheit», das ist ein Wort Kafkas (noch unveröffentlicht), das ist die Hauptlinie, die ihn, der ja in vielen Beziehungen ein einsamer, verschlossener Mensch war, von den großen Verschlussenen und Einsamen christlichen Stils wie Pascal und Kierkegaard deutlich abhebt. «Das Leben in der Gemeinschaft, nicht als Solovirtuose», das etwa wäre das Schlüsselwort einer der tiefsten, rätselvollsten Novellen von Kafka: «Josefine — oder: Das Volk der Mäuse». Hier wird geschildert, wie der Einzelne, der sich in die Gemeinschaft nicht einordnen kann, einen (sei es auch nur im sublimen Sinne) humoristischen Aspekt darbietet. In dieser Novelle (und in ihrem Gegenbild, in der Darstellung grauenvollster Vereinsamung: «La

métamorphose») manifestiert sich Kafkas beherrschendes Interesse für die Gemeinschaft, für das natürliche Leben, daher auch für die natürliche Gemeinschaft, in die Kafka hineingeboren wurde und deren hohe geistige Tradition er sich allmählich aneignete — für das Judentum.

Getrieben von solch geheimen Kräften seiner Seele wurde Kafka Zionist. Er lernte sehr fleißig Hebräisch. In seinem Nachlaß liegen eine Menge von Heften, die mit vielen hebräischen Sprachübungen gefüllt sind. Aus seinen Tagebuchnotizen geht deutlich hervor, wie er bemüht war, die Lücken seiner jüdischen Bildung (er ist, wie ich, in einer völlig assimilierten Familie aufgewachsen) durch eifrige Studien auszufüllen. Er liest Werke über jüdische Geschichte, moderne jiddische Literatur (von Pines). Noch in seinem letzten Lebensjahr hört er an der Berliner «Hochschule des Judentums» Vorlesungen über den Talmud. Er gelangt mit seinen hebräischen Sprachkenntnissen so weit, daß er eine Novelle von Brenner im Originaltext lesen kann. Er sprach mit mir sehr oft darüber, daß er nach Erez-Israel auswandern und dort als einfacher Handwerker leben wolle. Seine Gesinnung war die des Chaluz, des Pioniers.

Wenn man freilich unter Zionismus nur das Interesse an Konferenzen, Debatten, politischen Schachzügen versteht, dann kann man sagen, daß sich Kafka am zionistischen Leben praktisch nicht beteiligt hat. Seine Beteiligung war eben eine viel persönlichere, war ganz und gar «von innen», «still und wahr», im Sinne des oben zitierten Aphorismus. Aber damit ist nicht gesagt, daß ihm der politische Kampf etwa gleichgültig war. Er verfolgte ihn von ferne, aber mit größter Anteilnahme (die er ja überhaupt keiner lebendigen Bewegung versagte). Hiefür werden viele Beweise und Belege aus dem noch unveröffentlichten Nachlaß, speziell aus den Briefen, beigebracht werden.

Wenn ich meiner Biographie einen Vorwurf machen kann, so ist es nicht der, daß ich Kafkas jüdisches und zionistisches Gefühl zu viel, sondern der, daß ich es zu wenig hervorgehoben habe. Mit wenigen Worten bin ich über seine Begeisterung für eine ostjüdische Theatertruppe hinweggegangen. Kafkas eigene Tagebücher sind auf Dutzenden von Seiten viel beredter. Die Entdeckung der ostjüdischen Eigenart ist ein entscheidender Schritt seiner Entwicklung; sein religiöses Gefühl findet hier eine lebendige Stütze. In einem Brief an mich, der fast so lang wie ein Buch ist (und da er ein Buch von Kafka ist, ist der Brief natürlich unvollendet) schildert er einen chassidischen Rabbi, den er in Marienbad beobachtet, ja recht eigentlich studiert hat. Allzu kurz habe ich auch Kafkas Eintreten für die Gründung einer modernen jüdischen Schule in Prag behandelt. Wenn

ich im Kampf für diese Schule erlahmte, so war es mein Freund, der mir Mut zusprach. Gemeinsam mit mir setzte er die feierlichen Eröffnungsworte auf, die ich zu sprechen die Ehre hatte. Und er sorgte dafür, daß im Laufe der Jahre alle seine schulpflichtigen Familienmitglieder (vier Nichten und ein Neffe) in diese Schule eintraten, die der in Prag regierenden Assimilation ein gesundes Zurückgreifen auf die jüdischen Grundkräfte der Seele entgegensetzte. Wenn dies nicht praktischer Zionismus ist, so wüßte ich nicht, was man als «praktischen Zionismus» bezeichnen sollte. Und solche zionistischen Taten ließen sich noch manche andere aus dem Leben Kafkas anführen. Denn Kafka war nicht weltfern und in irgendwelche ästhetischen Spekulationen eingesponnen, wie einige seiner heutigen Verehrer ihn sehen. Er war, solange ihm die Krankheit noch einige Kräfte ließ, durchaus Freund des *aktiven* Lebens. Wo er Aktivität in sittlicher Richtung sah, lobte und ermunterte er mit Begeisterung. Was er sich selbst ständig verübelte, das war die Tatsache, daß er hinter seinem eigenen Ideal von Aktivität zurückblieb. Deutlich vor Augen hatte er dabei, wie leicht alle menschliche Aktivität ins Nichts, ja in die Unreinheit führt. Gerade dieses Mißlingen selbst bestgemeinter Absichten gegenüber dem Wirrsal des Lebens ist gleichsam das philosophische Leitmotiv in vielen seiner Erzählungen, zum Beispiel im «Landarzt». Die Welt bleibt in Geheimnisse gehüllt.

Doch alle Schwierigkeit und Unvollendetheit darf, wie der Talmud (Rabbi Tarfon) sagt, niemanden dahin bringen, «sich der Arbeit am guten Werk zu entziehen». Das war auch Kafkas Grundhaltung, seine charakteristisch jüdische Haltung. So ging er vom Jüdischen aus, aber seine Liebe umfaßte dabei die ganze Menschheit, das Universale, den verborgenen Gott (*deus absconditus*) wie auch den, der sich im Geschehen offenbart. Die Einheit war es, die Kafka suchte. «Unser Gott ist der Eine.» Wie klar mein Freund die allgemeinen Zusammenhänge *aller* Menschen, ja aller Kreatur sah, wie er die *Gemeinschaft* der Menschheit in ihrer allgegenwärtigen Gliederung (und nicht etwa einen separatistischen Nationalismus von engen Horizonten) verehrte, das geht aus folgenden Zeilen hervor, die ich gleichfalls dem unveröffentlichten Nachlaß entnehme:

«Alle kämpfen wir *einen* Kampf. Wenn ich, angegriffen von der letzten Frage, nach Waffen um mich greife, kann ich nicht unter den Waffen wählen, und selbst wenn ich wählen könnte, müßte ich fremde fassen, *denn wir haben alle nur einen Waffenvorrat*. Ich kann keine eigenen führen; glaube ich einmal, selbständig zu sein, sehe ich einmal niemanden um mich, so ergibt sich bald, daß ich infolge der mir nicht gleich oder überhaupt nicht zugänglichen Konstellation diesen Posten übernehmen mußte.»

Aber Kafka wäre nicht er selbst, er wäre nicht der gewissenhafte, illusionslose, von allen Segnungen und Flüchen der Skepsis getroffene geniale Realist, wenn er diesem in die höchsten Sphären emporstürmenden Blick nicht gleich die melancholische Korrektur nachschickte (die aber, das betone ich mit allem Nachdruck, den positiven Blick niemals völlig aufhebt, die ihn eben nur korrigiert, ins Präzise, in diese Kafka ganz eigentümliche «traumhafte Präzision und präzise Traumhaftigkeit» verfeinert): «Dies schließt natürlich nicht aus, daß es Vorreiter, Nachzügler, Frantireure und alle Sonderbarkeiten der Kriegführung gibt.»

Es wird immer zwei Auffassungen der in ihrer Eigenart völlig originalen Werke Kafkas geben. Die einen werden nur die «Sonderbarkeiten» seiner Kriegführung sehen. Die andern werden zwar kaum die Augen davor verschließen, daß er nicht zur Hauptarmee gehörte, sondern ein «Vorreiter, Nachzügler» war, aber einer, der die brennende Sehnsucht hatte, nicht in der Isolierung zu verharren. Als Einsamer hat er gelitten — aber er hat um der Gemeinschaft willen gelitten.